



«Ich bin weder deutsch noch ausländisch und trotzdem beides»

Identitätsbildungsprozesse in der Migrationsgesellschaft Deutschland

VON CHRISTIAN HORN

Identitätsbildungsprozesse verlaufen im globalisierten Kapitalismus spannungsreicher als in früheren Zeiten. In dem Maße, wie sich traditionelle Zugehörigkeiten auflösen, müssen die Individuen aus einer Vielzahl von Identitätsangeboten auswählen und sich ihre eigene Identität „erarbeiten“. Politik und Bildungsinstitutionen sollten die Vielfalt von Identitätsformen als gesellschaftliche Realität anerkennen, anstatt immer wieder in nationale oder ethnische Denkmuster zurückzufallen.

Die Vorstellung, dass jeder Mensch ein eigenständiges Wesen ist, das nicht nur über eine ausgeprägte Persönlichkeit verfügt, sondern auch über sich selbst reflektieren und sein Verhalten korrigieren kann, hat sich spätestens am Ende der Aufklärung verfestigt. Damit war eine grundlegende Voraussetzung für das neuartige Konzept „Identität“ gegeben: Wer in sich hineinhorcht und über die eigene Lebensgeschichte nachdenkt, entwickelt ein Gespür dafür, inwiefern man persönlichen und gesellschaftlichen Ansprüchen folgt. Identitätsbildung wäre nicht denkbar ohne Institutionen wie Schule, Kirche oder Klinik. Unter deren Anleitung hat das bürgerliche Subjekt gelernt, über eigenes Leben, Gefühlshaushalt und körperlichen Zustand zu reflektieren und sich selbst als ein einzigartiges, klar umgrenztes und weitgehend beständiges Ich wahrzunehmen.